

Oliver Füglistner

5. Portfolio. Juli

Unverhoffte Wendung

Mit Fortschritten ist es manchmal so wie mit den Büchern, von denen Canetti gesagt hat, dass man sie manchmal jahrelang in den Regalen stehen hat, ohne sie anzurühren oder aufzuschlagen. Man weiss, dass sie einem viel bedeuten werden, viel bieten und „bringen“ werden – eine Horizonterweiterung, Bewusstseins-erweiterung, die Befreiung von einer Enge in Herz und Seele, die heimlich sich unser zu bemächtigen drohte, ohne dass wir darum wussten oder es auch nur ahnten.

Ein solcher Fortschritt, eine solche Wendung ist mir jetzt passiert. Glaube ich jedenfalls.

Ich habe angefangen, meinen lange gehegten Traum eines „Lyrik-Crashkurses“ zu verwirklichen. In der Beschäftigung damit las ich auch Stephen Kings „On writing“.

Es war eine große Ermunterung und Ermutigung. Ich begriff, dass es beim Prosaschreiben genügt, sich daran zu setzen, einfach zu schreiben; konzept- und ziellos. Dass alles sich im Prozess des Schreibens eröffnet. Was ich vom Gedichtschreiben wusste (mit dem leeren Blatt kommen die Wörter selbst), glaubte ich nicht von der Prosa.

Vielleicht ist das gar keine Wendung; da ich es aber so empfinde, ist es eine. Wenn man so will, handelt es sich dabei um eine nicht besonders hohe Stufe, die ich plötzlich zu überschreiten wage, die sich in mir drin wie ein Dambruch anfühlt.

Jetzt heißt es nur noch: lernen, lernen und nochmals lernen.

Oliver Füglistner
im August 2013

Ein Satz aus Proust

Doch alle Gefühle, die uns die Freude oder das Unglück einer realen Person empfinden lassen, entstehen nur durch die Vermittlung eines Bilds von dieser Freude oder diesem Unglück; der Erfindungsreichtum des ersten Schriftstellers äußerte sich im Verständnis, dass die Vereinfachung, die darin bestünde, da im Apparat unserer Gefühle das Bild das einzige Element ist, schlicht und ergreifend auf die realen Personen zu verzichten, die entscheidende Verbesserung darstellte.

Ich rede im Imperativ.
Ich bin der Lotse des Kindertages.
Meine Wörter: Möwen
In der Hafendünung.
Die Bojen der Ordnung wippen
Vom Kielwasser des Alltags:
Minzeblätter sorgfältig in Gedichte gelegt.
Ein Glas Hafenwasser gefällig?
Die Wärme deiner Stimme und die Achänen deiner Hände
Erinnere ich hier oben in der Krone
In der Freude der Einsamkeit
In der ich niste.
Wie ist sie doch in die Höhe geschossen!
Ich stehe am Eingang des Winters.
Du liegst nicht mehr bei mir.
Vom Kalben des Traums umbrandet
Erstarre ich in Ohnmacht. Hast du
Das Glas geleert?
Ich Apotheker mit meiner Arnikasalbe!
Zu meinen Füßen kalbern die Kinder.
Jetzt rede ich im Jussiv.

Dieses Gedicht steht ebenfalls für eine Wendung. Wie oft habe ich „alte“ Gedichte für verloren erklärt / verloren gegeben! Nicht länger!

Ich habe dieses Gedicht, das aus dem eben in Eigenverlag publizierten „Lyrikjahr“ stammt, in wenigen Schritten konzentriert. Dabei ging es darum, den einfachen Grundgedanken lesbar zu machen, denn dieser war in Gelaber erstickt. Im Geschwätz gab es keine Entwicklung: Das Gedicht war eine Wanne voller Spucke geworden. Jetzt ist die Entwicklung vielleicht zu extrem, doch ist das m.E. im Sinne des Lesers.

„Er geht euch voraus nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen.“ Matth 28,7
„Paris is for lovers, maybe that’s why I staid only 35 minutes.“ Linus Larrabee in
Sabrina (1954)

Geht jetzt. Geht!
Auch du, Lazarus!

Die Welt dreht sich. Wendet
Eure Gesichter nicht zu
Dem Horizont oder den abendlichen Wolkentürmen.
Schaut auf die Staubkörner der Erde.
Und schaut auf sie nicht nur 35 Minuten!
Die Maschinerie stampft wie ein Tier
Vor euch her: erbarmt euch ihrer!
Und die Trennung zwischen Geist und Ding
Kümmere euch nicht und schmerze euch nicht.

Da sind eure Eltern
Ihre Gesichter wie schwindende Segel
Euch zugewandt.

Die Bretter, auf denen ich gehe, halten.
Sie sperren nicht zu:
Hinter ihnen ist nichts.
Die Welt liegt euch zu Füßen.
Die Schärfe weder des Handelns noch der Liebe ist exakt messbar.
Und doch steht da ihr Thron.
Sie sitzen beide darauf. Beide.
Ich schaue auf sie und sehe:
Zwischen ihnen ist keine Trennung
Sondern zwifache Eintracht.

Das Abwenden

Ihr werdet es sehen

Ist Zuwenden.

Auch mir dreht sich der Kopf.

Frauen und Kinder zuerst! denke ich.

Die Welt bewegt sich weiter

Hat sich schon weiterbewegt: Hasta la vista, baby!

Die Staubkörner in eurem Gesicht sind mein Vermächtnis.

Die Spriessen in euren Sohlen und in euren Augen die Splitter

Werden beim Öffnen ab- und ausfallen.

Segel und Mast sind eins und hier im Dienst der Winde.

Schaut nicht auf die Eingeweide des Horizonts

Nicht einmal 35 Minuten!

Jeder für sich berührt Lazarus.

Das Leben ist kein Sabbatweg.

Dieses Gedicht macht mich glücklich. So einfach ist das.

Es entstand aus der Aufmunterung, nach meiner Meditationszeit am Anfang des Monats Juli wieder „in den Alltag“ zurückzukehren, wie es im Evangelium des Matthäus steht. Von Anfang war mir klar, dass dieses Gedicht aus verschiedenen, bibelnahen und -fremden Anspielungen bestehen würde.

Eine Anspielung will ich noch näher ausführen: der „Sabbatweg“ ist der Weg, den ein Jude am Sabbat maximal zurücklegen darf (rund 1'000 Meter); in der Formulierung „Das Leben ist...“ wird daraus eine Anspielung auf eine Phrase von Pasternak (ich glaube aus dem Gedicht „Hamlet“), wo das Gedicht endet „Das Leben hat noch keiner leicht durchlebt / Das Leben ist kein Gang übers Feld.“ In meinen Augen ein klassisches Beispiel für das, was ich poetische Erweiterung und/oder „in der Tradition schreiben“ nenne.

Wer genau liest, erkennt die andern Anspielungen vielleicht: „die Welt hat sich weiterbewegt“ aus dem Schwarzen-Turm-Zyklus von Stephen King; „Hasta la vista, baby“ aus „Terminator“; „jeder für sich“ schrien vor dem Birkenhead-Schiffbruch (1842) alle Kapitäne bei Schiffbruch (und dies ist auch, vergessen wir es nicht, die Devise von Shir Khan im „Mowgli“ von 1954).

**Im Garten der Tau:
Nagelköpfe. Geh nicht
Geh nicht dahin.
Die 100 Töpfe entlang der Geraden
Unterbrochen von Wasserbecken.
In ihrem Quecksilber
Der Dunst des Tags:
Hinter den Marschen
Die Züge des Gebirges.**

**Und über dem Pfau:
Hagelknöpfe. Steh nicht
Steh nicht so still.
Der 10'000 Dinge Gerappel am Laden
In Stille gleicht den Sonnenflecken.
In ihrem Gefieder
Die Gunst des Tags:
Die Töne des Harschen
Das niemand kann tilgen!**

**Und hinterm Blau -
Magenkröten. Biegt nicht
Biegt nicht die Stirn.
Die 7 Leben des Händlers am Laden
Gewaschen vom Speichellecken.
In Teppichen Bilder
Geduckten Tags:
Gott des Verarschens;
Die Schlange des Zögerns.**

Die Karten des Versiegens
Hinter dem Rascheln
Im Mund des Tags:
Die geplanten Gefilde
Musikalisch verzont in Hecken.
Die 3 Gestalten - Urin in Arkaden.
Geh nicht dahin
Geh nicht: Waggonspülicht
Vom frühesten GAU.

In manchen Gedichten verwebt sich vieles. Hier findet man Anspielungen auf Erofejevs "Moskau-Petuschki" ("Ich bleibe unten. Und von unten herauf spucke ich auf euch.", was ja wiederum eine Anspielung auf die marxistisch-leninistische Terminologie ist), den Spruch von Erich Kästner ("Es gibt nichts Gutes, / Außer man tut es."), verschiedene biblische Stellen und zuletzt auch der Gedanke von Nikolaus von Cues von der Entfaltung des Einen in Allem.

Und wer gerne ein Bild dazu hätte, sollte sich in der Phototheca Afghanica von Herrn Paul Bucherer das Bild des Palastes [Manzel Bagh in Kandahar](#) anschauen – überhaupt alle Bilder der Souvenirs d’Afghanistan: es lohnt sich (zudem mit meinen französischen Bildkommentaren).

Die Sprache ist dynamisch (in Raum und Zeit). Sie hat einen Ablauf: sie ist Prozess. Selbst der einfachste Satz ist wie ein Zeigefinger, ist Ursprungsort einer Bewegung, einer Abfolge.

Mein ideales Gedicht wäre ein stehendes Gewässer, ein halb zugewachsener Teich, in dem Karpfen unablässig ihre Runden ziehen.

Ein Gemälde (mehr noch als eine Fotografie) hält einen Moment fest; doch schon Giotto versuchte, die Zeit hineinzunehmen ins Bild: die gleiche Figur wird in verschiedenen Stadien einer Bewegung gezeigt (Arena, Einzug Jesu in Jerusalem).

Mein ideales Gedicht wäre eines, das sich dem linearen und zeitlichen Prozess verweigerte; eines, das man weder von vorne nach hinten noch von hinten nach vorne lesen würde, sondern „in der Mitte“, wie ein Gemälde, obwohl auch diese „Betrachtung“ in der Zeit erfolgt (die Augen betasten das Bild). Es hieße dies vermutlich, ganz ohne Verben und Adjektive, Adverbien und Konjunktionen auszukommen: Nomen allein und hin und wieder ein Pronomen... Es wäre dies eine Feier des Wortes: eine ungenaue Feier, gewiss. Vielleicht bestünde das ideale Gedicht ja auch nur einem einzigen Wort...

Hier gibt es nicht viel zu sagen. Ich denke, jeder Schreibende führt in der einen oder andern Form eine Art „Tagebuch“, in das er seine kleinen und großen Erkenntnisse notiert. Bei mir nehmen sie meist poetologische Form an, sind eine Art Richtlinien – und als solche jederzeit über den Haufen zu werfen.

**Ich kann nicht.
Ich kann nicht
Mit den andern fallen
Auf Strassen und Strophen
In Zellen und Zeilen.
Ich falle ab
Bin abgefallen.
Die Umdrehung... auch ich
Ersehne sie. Doch kann ich nicht
Handeln. Die Süsse des Lebens
Dieser Rest
Dieser Satz in der Vase
Halb Wasser halb Schleim
Braune Ursuppe -
Ein Geruch
Im Sterben von Schönem
Das jetzt Stroh oder fast Erde schon
Dieser Rückstand ist mein Rückstand
Mein Rückhalt und meine Rücksicht.
Mein Weihwasser:
Selbst wenn ich wollte
Vor Panzern oder im Licht stehen
Selbst wenn alles so handelten
Als Menge oder Volk:
Ich kann nicht
In den Schritt fallen
Oder die Speichen -
Ich kenne meinen eigenen Schritt
Meine eigene Schrittfolge kaum
Und kann doch nicht
Kann doch nicht
Mit den andern schreiten
Ohne den eigenen Schritt zu kennen.**

**(Kennte ich - könnte ich?)
Vielleicht kann ich euch
Im Schatten der Marktstände
Im Schatten der Baldachine und Arkaden
Folgen und begleiten.
Murmelnd und seufzend:
Und während das Fuchteln der Reden
Und der Heugabeln andauert
Geduckt und schamvoll
Dem Schatten einen hellen Vers abringen
Der vielleicht in euer Handeln hineindringen
In euren Taten mitklingen
Kann. Das könnte ich.**

Ein Viertelstundgedicht (die Nummer 126). Diese Form eignet sich hervorragend zum Schreibtraining: Man lernt „im Kreis schreiben“, wie ich das für mich benannt habe, einen Gedanken im Kreis kurz zu schließen. Ebenfalls wichtig ist mir immer die Entwicklung, die das „lyrische Ich“ (wenn es ein solches gibt) im Laufe des Gedichts durchläuft. Hier also vom „Ich kann nicht“ bis zum „Das könnte ich“.

Typisch für mich ist die Beschäftigung mit dem Gedankengut von Handeln vs. Schreiben, Reden vs. Tun. Meist, wie auch hier, entsteht daraus ein „ihr“ als Gegenpol zum „ich“.

**Brigitte komm ich bring dich jetzt
Hinauf. - Nein ich habe gesagt
Ich will nach Hause
Zu mir nach Hause
In meine Zweizimmerwohnung.
- Er hat gesagt wenn du nicht kommst und dann
In der Notaufnahme landest
Wieder in der Notaufnahme landest
Dann nehmen sie dich nicht mehr
Können sie dich nicht mehr nehmen. -
Lass mich RÖ ich will nicht
Ich kann nicht
Es geht nicht -
Er hat gesagt
Und niemand würde mehr bezahlen.**

**Hast du sie genommen?
Brigitte? - Nein ich nehme diese Medizin nicht mehr
Die pumpen dich nur voll
Und dann schwimmt alles
Alles schwimmt.**

**Brigitte aber du musst
Er hat es mir gesagt
Oder sie kommen dich holen
Die Polizei kommt dich holen
Hinauf holen. - Ich geh nicht mehr hinauf
In dieses Zimmer
Ich halte das
Psychisch
Nicht aus verstehst du das oder nicht
Psychisch! - Brigitte! -
Das ist dein Telefon!**

Ja Schwester

Ich verstehe sie ja

Aber sie kennen mich doch

Man kann mir doch vertrauen

Kann man mir das oder nicht

Ich bin doch im Kopf noch klar

Vertrauen Sie mir jetzt

Oder was? - Brigitte aber du musst

Hinauf... - Nein ich geh da nicht

Hin Rö! Das ist nicht mein Daheim!

Hallo? Ja...

Nein. Nei-n.

Nein. Mir geht es gut

Meinen Beinen geht es gut

Meinen Nerven geht es schlecht.

Ja ich habe die Pillen ausgespuckt

Ich werde sie immer wieder ausspucken

Immer wieder. Nein ich bin nicht

Dehydriert. Ich kann sehr wohl für mich selbst

Sorgen. Nein. Nei-einein.

Ich will in mein ei-eigenes Bett. -

Brigitte jetzt hör doch zu

Du kannst nicht mehr allein dort wohnen

Ich wohne weit weg von dir... -

Nein. - Ich kann nicht ständig

Rumseckeln weil du wieder was

Ausgefressen hast oder ausfressen wirst. -

Nein.

Ich halte das nicht mehr aus!

Ich halte das nicht mehr aus

Brigitte. - Weshalb versteht ihr das

Nicht: - Ich geh jetzt. -

Ja geh - geh nach Hause.

Tschau Brigitte.

Ich kann nicht mehr

Tschau. - Tschau.

**Ja ich bin noch da.
Ja danke Schwester
Ich passe auf ja
Ich passe schon auf
Sie sind eine gute.**

Ein verständliches Gedicht, oder? Ich habe es in der Hardau geschrieben. Es ist die „Abschrift“ eines Gesprächs, das ich dort unwillentlich und doch sehr aufmerksam belauscht habe.

Ich kann die ganze Ausgangssituation selbst nur vage verstehen: Hier handelt es sich um eine ältere Frau (ihre Beine schwellen wirklich an im Laufe ihres Sitzens auf der Bank neben meiner), die von ihrer Schwester (Rö steht wahrscheinlich für Rosie) bedrängt wird, „hinauf“ (in ein Heim oder eine ähnliche Institution, denke ich mir) zu gehen. Die Schwester könnte gut eine alte Säuferin oder eine Drogenabhängige auf Entzug sein, wenn man ihr ins Gesicht blickt. Brigitte selbst sieht eigentlich ganz ordentlich aus; vielleicht hat sie, wie meine Großmutter selig, eine besonders aggressive Form der Diabetes. Ich habe hier versucht, den Kampf der beiden Schwestern ohne Kommentar wiederzugeben, nur in der Rede der beiden Personen. Ich glaube, es ist mir ganz gut gelungen.

Und auch das ist Training: lebensechte Dialoge schreiben lernen...

**Ich liege nackt auf dem Hotelbett
Und lese Bukowski.
Durch die Wand klingt
Ein Plätschern
Ein unendlicher Urinstrahl...
Gibt es auch Badewannen in diesem Hotel? ...
Das muss ich morgen früh fragen...**

Alle Busse nach Pärnu waren ausgebucht.

**So muss sterben sein...
Nochmals eine Auszeit
Über die Katzenkopfteine einer sommerlichen Stadt gehen
An rosa Art-Nouveau-Fassaden hinauf blicken
Und vor den Augen der Touristen
In eine enge Gasse einbiegen
An ockerfarbenen Häusern entlang
An meinem geliebten
Blätternden Putz
(Und darunter die staubgrauen Backsteine)
Vorbei bis es nur noch Holzhütten sind
Und plötzlich doch
Auf dem Domplatz stehen wo Greise
Nothing else matters spielen
Während die Sonne die stehen gebliebene Uhr eines Kirchturms bestreicht
Mit einem fettigen Glanz ähnlich dem
Auf den Gesichtern der Restaurantgäste
Und ihrer Salatblätter...**

**Ich fahre also morgen früh
Und lese Bukowski
Nackt im Bett liegend
Mit dem Plätschern von nebenan**

**Und denke mir
Wie vertrackt und wundervoll es ist
Dass man einen Dichter meidet
Während Jahren zu lesen sich weigert
Weil man die Leute
Die ihn lieben
Nicht liebt
Weil man von Poesie
Mehr erwarten möchte
Als zeilengefallene Prosa
Über das heroische Leben
Der saufenden und hurenden Arbeiterklasse
Wie vertrackt und wundervoll es ist
Dass dieser Dichter sich dann
Als Liebhaber Célines herausstellt
Und man merkt wie in einem
Die sprichwörtliche Saite reisst
Weil die Zyniker
Die Menschen besser lieben
Als die anderen.**

**Ich werde jetzt das Licht löschen
Und das Fenster öffnen
Um die lachenden Schluckspechte
Auf ihrem Heimweg zu hören
Bevor ich einschlafe.
Doch das Fenster lässt sich nicht öffnen...**

Ist es nicht immer so?

**So muss sterben sein
Denke ich nochmals
Nackt auf dem Bett
Morgens hinter geschlossenen Fenstern
Triefend und von Mücken verstoßen
Vom Harndrang schon einen Steifen
Von der Enge in der Brust
Krepieren. Gute Nacht Hank.**

**Ich werde noch lange wach liegen
Und an all die Zahnstochermädchen denken
Die ich auf den Strassen sehe
Und an meine Frau denken
Die in ihren Rundungen
So wundervoll vertrackt
So schmerzlich
Begehrtest ist
Wie niemand sonst.**

Was ich sehr liebe an Gedichten oder Geschichten ist, wenn der Schreibende in einer Ehrlichkeit zu reden anfängt; Beispiele dafür sind Dazai, aber auch Bunin, Kaplinski oder Soseki. Dabei muss es sich nicht notwendig um ihre „biografische“ Person handeln. Das Ich steht dann für Ehrlichkeit und Echtheit der Aussage – doch Achtung, man merkt sofort, wie ehrlich das gemeint ist. (Ich hoffe, das Gedicht ist in diesem Sinne „ehrlich“!)

Andere Autoren erreichen diese Ehrlichkeit über ihren Stil (Hemingway, Ramuz). Das Ideal ist dabei wohl nahe an der Schlichtheit und Strenge, die Basho dem Haikudichter anrät. (Strenge dabei durchaus auch im Geruchsinne zu verstehen: etwas „Ungehobeltes“, „Unbehauenes“ – wie es bei Ramuz ja so schön heisst: Wir pfropfen nicht auf das bereits Gepropfte, sondern direkt auf das Wilde...)

**Die Supermärkte sind saubere gut beleuchtete Orte.
Das Angebot bestimmt die Nachfrage. Notwendigkeit ist eine Form des Eigentums.
Der Bankomat ist Horoskop und Menetekel. Jeder kann teilnehmen.
Alles ist möglich. Fragen kostet nichts. Möglich ist das Verfügbare.
Es ist so einfach: die „Big Bank“ gibt gern den Kleinen. Not ist eine Form der Teilhabe.
Die unsichtbare Hand ist nicht wählerisch. Sie ist unkompliziert und großzügig.
Ein Zins ist ein Zins ist ein Zins.
Eigentum ist eine Form der Teilhabe. Das Angebot ist die Hefe der Freiheit.
Es riecht nach Sauerteig. Salz und Durst sind Brüder.
Die allein erziehende Mutter kauft für einen Kindergeburtstag ein.
Nach dem Verkauf des hypothekentragenden Lands baut der arbeitslose Maurer sein Haus nach neuesten Energiestandards um.
An der Kasse stehen und bargeldlos hoffen. Teilhabe ist eine Form der Armut.
Eine unabhängige Firma wurde mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzes beauftragt.**

Dieses Gedicht wird vermutlich Teil eines Zyklus mit Namen „Freie Marktwirtschaft“, in dem die so genannte Freiheit eben dieser Marktwirtschaft „untersucht“ werden soll. Angeregt wurde es durch einen Artikel in der Baltic Times, in der ein neues Gesetz gegen die Kredithaie diskutiert wird. Ein anderes Gedicht könnte davon handeln, weshalb die Esten so roh geworden sind, so „unkultiviert“, wie meine Schwiegereltern sagen. Denn diese Rohheit und Kulturlosigkeit fällt den Esten selbst auf...